

Verlag Bibliothek der Provinz

Mary Shelley
**DER STERBLICHE
UNSTERBLICHE**
und andere Erzählungen der Autorin
des „Frankenstein“

Mary Shelley
DER STERBLICHE UNSTERBLICHE
und andere Erzählungen der Autorin des „Frankenstein“
aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Alexander Pechmann

ISBN 978-3-85252-845-8

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlag: Johann Heinrich Füssli, „Das Schweigen“

*aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von
Alexander Pechmann*

INHALT

Über Geister.....	7
Der sterbliche Unsterbliche	18
Die Braut des Todes.....	41
Ferdinando Eboli	88
Roger Dodsworth, der wiedererweckte Engländer	116
Der Traum.....	132
Quellenangaben.....	155
Nachwort	157

ÜBER GEISTER

Wie verschieden ist unsere Welt von derjenigen unserer Vorfahren! Die vorsintflutliche Erde, über die von Säbelzähntigern gejagte Mammuts zogen und die von den Nachkommen der Gotteskinder bevölkert wurde, ist der Wahrnehmung eines Homer, Herodot oder Platon näher als die von Hecken umzäunten Kornfelder und kartographierten Hügel unserer Tage. Damals schien die bekannte Welt von einer Mauer umgeben zu sein, welche die Menschen körperlich einschränkte, während ihre geflügelten Gedanken über die Grenzen hinaus schwebten; die Erde endete an einem Abgrund, und in der jenseits davon liegenden, unergründlichen Tiefe tauchten und flogen die Vorstellungen der Menschen auf Adlerschwingen hinab, um ihren vertrauensvollen Zuhörern seltsame Geschichten mitzubringen. Riesen hausten in tiefen Höhlen, wolkenähnliche Vögel warfen ihre Schatten auf die Ebenen, während weit draußen auf See verzauberte Inseln lagen: das edle Paradies von Atlantis oder El Dorado, funkelnd vor unzähligen Juwelen. Wo sind sie hin? Die Glücklichen Inseln haben den Ruhm verloren, der sie einst wie ein Glorienschein umgab; denn wer denkt schon daran, dass er dem Goldenen Zeitalter nahe ist, wenn er auf seiner Reise nach Indien vor den Kanarischen Inseln ankert? Unser letztes Rätsel ist der Ursprung des Niger, das Landesinnere Australiens ist unsere einzige terra incognita, und das letzte unentdeckte Meer ist die Nordwestpassage. Doch dies sind zahme Wunder, Löwen mit Maulkorb; wir schreiben weder Mungo Park noch

dem Kapitän der Hecla göttliche Eigenschaften zu.¹ Niemand käme auf den Gedanken, dass die Wasser des unbekanntes Flusses aus den Quellen der Hölle entspringen, oder dass seltsame Kräfte den Weg eines Eisbergs bestimmen würden, noch können wir uns vorstellen, dass ein umherirrender Taschendieb aus Botany Bay die Gärten der Hesperiden im Umkreis der Blue Mountains gefunden hätte. Was bleibt uns, wovon wir träumen könnten?² Die Wolken sind nicht länger Diener des Triumphwagens der Sonne, auch kühlt sie nicht mehr ihre glühende Stirn im Bad der Thetis;³ der Regenbogen ist nicht länger Bote der Götter, und der Donner ist nicht mehr ihre furchtbare Stimme, die den Menschen vor zukünftigen Ereignissen warnt. Unsere Sonne hat man erforscht und vermessen, aber nicht verstanden; unser Planetensystem, die Sterne am Firmament und das immer noch unkontrollierbare Walten des Windes – dies alles gehört in die Liste unserer Unwissenheit.

Zudem ist das Reich der Vorstellungskraft nicht weniger durch seine rationalen Kreationen begrenzt als durch jene, die ihm von den armen, blinden Augen unserer Vorfahren zugeschrieben wurden. Was ist aus den Zauberinnen in ihren Kristallschlössern und ihren Kerkern aus fühlbarer Finsternis geworden? Was geschah mit den Feen und ihren Zauberstäben? Was wurde aus den Hexen und ihren Gehilfen? Und

1 Der Schotte Mungo Park (1771–1806) bereiste als erster Europäer den Oberlauf des Niger. Kapitän William Parry (1790–1855) suchte bei zwei Expeditionen mit der Hecla die Nordwestpassage, eine Durchfahrt zum Pazifik im Norden Kanadas.

2 In der Botany Bay, Australien, landeten 1788 die ersten britischen Sträflinge. Die Blue Mountains liegen westlich von Sydney, Australien. In den Gärten der Hesperiden wird, nach den griechischen Sagen, Heras goldener Apfel gehütet.

3 Thetis war eine griechische Meeresgöttin und Mutter des Achilles.

was wurde aus den Geistern, mit ihren winkenden Händen und flatternden Schemen, die den Mut des tapfersten Soldaten bezwangen und den Mörder dazu drängten, die im Schutze der Mitternachtsstunde begangenen Taten zu Mittag ans staunende Licht zu bringen? Jene, die für unsere Vorfahren in Zeiten größerer Weisheit wirklich waren – „sind spurlos zermalmt ins staubige Nichts.“⁴

Doch stimmt es wirklich, dass wir nicht an Geister glauben? Es gab einmal verschiedene, oft mündlich überlieferte Geschichten, die glaubwürdig genug waren, uns ins Wanken zu bringen, bevor wir sie an jenen Ort verbrachten, wo alles ist, als sei es nie gewesen. Heutzutage sind sie nicht mehr modern. Der Traum des Brutus ist zu einem Trugbild seines überhitzten Hirns geworden. Die Vision Lord Lyttletons wird als Betrug bezeichnet; und jene Bewohner verlassenener Häuser, mondbeschiedener Lichtungen, nebeliger Berggipfel und miternächtlicher Friedhöfe werden einer nach dem anderen von ihren uralten Heimstätten vertrieben, und kaum jemanden schreckt es, wenn der tote König von Dänemark die Wangen erbleichen lässt und die Vernunft seines grübelnden Sohnes ins Wanken bringt.⁵

Glaubt wirklich keiner von uns an Geister? Wer seinem Leser eine solche Frage zur Mittagszeit stellt, wenn „jedes Eckchen, Winkel oder Loch von unverschämtem Licht durchdrungen wird“,⁶ der wird wohl ein spöttisches Lächeln als Antwort bekommen. Wenn es aber Mitternacht geschlagen hat und ihr

4 Aus Shakespeares *Troilus und Cressida*. (Dt. v. Wolf Graf Baudissin)

5 Brutus sieht Caesars Geist in Shakespeares *Julius Caesar*. Lord Lyttleton wurde vom Geist eines Freundes in dessen Todesstunde besucht. Shakespeares Hamlet begegnet dem Geist seines Vaters.

6 Aus Percy B. Shelleys *The Cenci* (1819).

euch allein zu Hause befindet – dann nehmt doch bitte einmal die Geschichte der blutenden Nonne zur Hand;⁷ oder jene von der Statue, der ein Bräutigam einen Hochzeitsring an den Finger steckte, und die in dunkler Nacht schlank, weiß und kalt zu ihm kam, um ihn für sich zu beanspruchen; oder von dem Großvater, der mit schattenhafter Gestalt und atemlosen Lippen am Bett stand und die Stirne seiner Enkelkinder küsste und sie so zu einem vorbestimmten Tod verdammte; und alle diese eigentümlichen Dinge sollten von Einsamkeit, flatternden Vorhängen, heulendem Wind, einem langen düsteren Gang, einer halb geöffneten Tür begleitet werden. – Ja, dann wird man wohl eine andere Antwort geben, und so mancher wird erst darüber schlafen wollen, bevor er entscheidet, ob es so etwas wie Geister auf der Welt geben könne – oder jenseits der Welt, um eine spirituellere Ausdrucksweise zu bemühen. Welchen Sinn könnten solche unheimlichen Gefühle haben?

Ich für meinen Teil habe niemals einen Geist gesehen, außer einmal im Traum. Ich fürchtete ihn im Schlaf; ich erwachte zitternd, und Licht und die Zusprache anderer konnten meine Angst kaum zerstreuen. Vor einigen Jahren verlor ich einen Freund, und ein paar Monate später besuchte ich das Haus, wo ich ihn zum letzten Mal getroffen hatte. Es war verlassen, und obwohl es mitten in der Stadt lag, erweckten die riesigen Säle und geräumigen Zimmer dasselbe Gefühl von Einsamkeit, als hätte es auf einer unbewohnten Heide gestanden. Ich ging im Zwie-

licht durch die leeren Zimmer, und keine Schritte, außer meinen eigenen, erklangen auf ihren Fußböden. Die fernen Berge waren nicht mehr durch die untergehende Sonne getönt; der ruhige Himmel bekam eine bleierne Färbung, während die goldenen Sterne am Firmament erschienen; kein Luftzug kräuselte den wasserarmen Fluss, der träge durch die tiefste Rinne seines breiten und fast leeren Flussbetts kroch; das Läuten zum Ave Maria war verklungen und die Glocke hing unbeweglich im offenen Glockenturm. Schönheit umhüllte eine schlafende Welt, und Ehrfurcht wurde nur durch diese Schönheit geweckt. Ich ging durch die Zimmer, die von Gefühlen bittersten Kummers durchdrungen waren. Er war hier gewesen; sein lebendiger Körper war von diesen Wänden umgeben gewesen, sein Atem hatte sich mit der Luft vermischt, seine Schritte waren auf diesen Steinen erklungen. Ich dachte: Die Erde sei ein Grab, das grelle Himmelszelt ein Grabgewölbe und wir sind nichts als wandelnde Tote. Der Wind, der im Osten aufkam, fuhr durch die offenen Fensterflügel und rüttelte an ihnen: Ich dachte, ich hörte, ich fühlte – ich weiß nicht was –, doch ich zitterte. Um ihn auch nur einen Augenblick lang sehen zu dürfen, wäre ich hinge kniet, bis sich der Abdruck meiner Knie in die Steine geprägt hätte – so sagte ich mir, und so dachte ich noch einen Moment; doch dann zitterte ich vor Ehrfurcht und Angst. Warum?

Es gibt etwas jenseits von uns, von dem wir nichts wissen. Die Sonne entzieht der Luft die Feuchtigkeit, eine Leere entsteht, und der Wind braust hinein, um sie zu füllen – ebenso befindet sich jenseits des Horizonts unserer Seele leerer Raum; und unsere Hoffnungen und Ängste besetzen dieses Vakuum in

⁷ Aus M. G. Lewis *The Monk* (1796): Theodor plant Agnes zu entführen, die sich als die „blutende Nonne“ der Sage verkleiden soll – nach geglücktem Unternehmen entdeckt er, dass er die echte blutende Nonne entführt hat.

sanften Brisen oder Wirbelstürmen; und wenn alles endet, wird dem fühlenden Herzen der Glaube geschenkt, dass Mächte existieren, die über uns wachen und uns führen, obgleich sie für die gröbere Wahrnehmung unfassbar sind.

Man erzählt sich, dass Coleridge,⁸ als man ihn fragte, ob er an Geister glaube, antwortete, dass er zu viele von ihnen gesehen habe, um an ihre Realität zu glauben; und die Person mit der lebhaftesten Phantasie, die ich je gekannt habe, übernahm diese Antwort. Aber jene Geister, die sie sahen, waren keine echten (Ungläubige, verzeiht meine Ausdrucksweise); es waren Schatten, unwirkliche Phantome; während sie die Sinne erschreckten, vermittelten sie dem Verstand kein anderes Gefühl als Verlassenheit, und sie wurden betrachtet, wie wir eine optische Täuschung betrachten würden, die wir als Wirklichkeit ansehen, während unser Verstand weiß, dass sie unwirklich ist.

Ich aber spreche von anderen Erscheinungen. Die heimkehrende Braut, die von ihrem Verlobten Treue einfordert; das Mordopfer, welches das Herz des Mörders zur Reue zwingt; Geister, die die Vorhänge am Fuße deines Bettes anheben, wenn es ein Uhr schlägt; die sich blass und spukhaft aus ihren Gräbern erheben und die Orte heimsuchen, an denen sie einst lebten; die antworten, wenn man sie anspricht; und deren kalte, unirdische Berührung einem die Haare zu Berge stehen lässt; die wahren, altmodischen, prophetischen, flatternden, schwebenden Gespenster – wer hat je eines gesehen?

Ich habe zwei Personen gekannt, die bei hellem Tageslicht zugaben, dass sie an Geister glaubten, da sie selbst einen gesehen hätten. Einer von ihnen war

⁸ Der englische Dichter und Philosoph Samuel Coleridge (1772–1834).

Engländer, der andere war Italiener. Der Erste hatte einen über alles geliebten Menschen verloren, der ihm eine Zeit lang nachts erschien, ihm zärtlich die Wange streichelte und seinem Verstand Ruhe und Frieden einflößte. Er fürchtete die Erscheinung nicht, obwohl er ein wenig erschrak, wenn sie Nacht für Nacht in sein Zimmer glitt und „sich an seinem Bett zur Linken niederließ“.⁹ Diese Heimsuchung setzte sich für einige Wochen fort, bis mein Freund aufgrund eines anderen Ereignisses den Wohnort wechselte und sie nie wieder sah. Solch eine Geschichte könnte man einfach wegerklären und widerlegen; – doch einige Jahre waren vergangen, und er, ein Mann von scharfem und lebhaftem Verstand, behauptete nach wie vor, dass er „einen Geist gesehen“ habe.

Der Italiener war ein Edelmann, ein Soldat, und keinesfalls abergläubisch; er hatte von jungen Jahren an in den Armeen Napoleons gedient und war in Russland gewesen, hatte gekämpft und geblutet, war ausgezeichnet worden und erzählte seine Geschichte mit fester Überzeugung und ohne zu zögern.

Dieser Chevalier, ein junger und galanter Italiener (schon dies ist beinahe übernatürlich), war in ein Duell mit einem Offiziersbruder verwickelt, den er am Arm verwundete. Die Ursache des Duells war banal; darum war er von dessen Ausgang bekümmert, und er pflegte seinen jugendlichen Gegner während seiner darauf folgenden Krankheit, so dass die beiden nach seiner Genesung enge und gute Freunde wurden. Sie hatten ihr gemeinsames Quartier in Mailand, wo der Jüngling sich hoffnungslos in die Frau eines Musikanten verliebte, welche seine Leidenschaft

⁹ Im Original Italienisch: „Ponsi del letto in su la sponda manca.“ Aus: Petrarca, *Rime sparse*.

verschmähte, so dass seine Stimmung und seine Gesundheit darunter litten. Er hielt sich von allen Vergnügungen fern, mied alle seine Offizierskameraden, und sein einziger Trost war, dem Chevalier mit seinem liebeskranken Gejammer in den Ohren zu liegen. Dieser mühte sich vergeblich, ihm entweder Gleichgültigkeit gegenüber der hochmütigen Schönen beizubringen oder ihm Lektionen in Tapferkeit und Heldenmut einzuprägen. Zu guter Letzt überredete er ihn, Urlaub zu beantragen, um zu versuchen, sich entweder durch einen Ortswechsel oder einen Jagdausflug von seinen Leidenschaften abzulenken.

Eines Abends kam der Jüngling zum Chevalier und sagte: „Nun, ich habe um Urlaub gebeten und werde ihn von morgen früh an bekommen, also leihe mir deine Vogelflinte und Patronen, damit ich für vierzehn Tage auf die Jagd gehen kann.“ Der Chevalier gab ihm, worum er gebeten hatte; neben der Schrotmunition besaß er noch ein paar Gewehrkugeln. „Die nehme ich auch noch“, sagte der Jüngling, „um mich vor dem Angriff von Wölfen zu schützen, denn ich habe die Absicht, mich in die Wälder zurückzuziehen.“

Obwohl er erhalten hatte, weswegen er gekommen war, zögerte der Jüngling noch. Er sprach von der Grausamkeit seiner Herzensdame, jammerte, dass sie ihm nicht einmal einen ohnehin aussichtslosen Besuch gewährte, sondern ihn unerbittlich aus ihrem Gesichtskreis verbannt habe, „so dass“, sagte er, „mir nur eine einzige Hoffnung bleibt: zu vergessen.“ Schließlich stand er auf, um zu gehen. Er ergriff die Hand des Chevaliers und sprach: „Du wirst sie morgen treffen, du wirst mit ihr reden und ihr zuhören; sage ihr, ich bitte dich, dass es bei unserem Gespräch heute

Abend um sie ging, und dass mein letztes Wort ihr Name war.“ „Ja, ja“, rief der Chevalier, „ich werde alles sagen, was du wünschst; aber du darfst nicht mehr von ihr sprechen, du musst sie vergessen.“ Der Jüngling umarmte seinen Freund voller Zuneigung, doch dieser sah darin nichts weiter als die Nachwirkung seiner Leidenschaft, ergänzt durch seine Wehmut darüber, sich von seiner Angebeteten trennen zu müssen, deren Name, nach einem herzlichen Lebewohl, das letzte Wort war, das er äußerte.

Als der Chevalier in jener Nacht Wachdienst hatte, hörte er einen Gewehrschuss. Zunächst war er dadurch beunruhigt und machte sich Sorgen, doch nach einiger Zeit dachte er nicht mehr daran, und als er von der Wache abgelöst wurde, ging er zu Bett, wengleich er eine rastlose und schlaflose Nacht verbrachte. Früh am Morgen klopfte jemand an seine Türe. Es war ein Soldat, der sagte, er habe den Urlaubsschein des jungen Offiziers erhalten und ihn zu dessen Haus gebracht; ein Diener habe ihn eingelassen und er sei in den ersten Stock hinaufgegangen, aber die Zimmertür des Offiziers sei verschlossen gewesen, und niemand habe auf sein Klopfen geantwortet. Doch etwas sei unter der Türe hindurchgesickert, das wie Blut ausgesehen habe. Der Chevalier, durch diesen Bericht beunruhigt und erschrocken, eilte zum Haus seines Freundes, brach die Türe auf und fand ihn auf dem Boden hingestreckt – er hatte sich in den Schädel geschossen und der Körper lag kalt und steif da: Er hatte keinen Kopf mehr.

Der Schock und die Trauer, die der Chevalier aufgrund dieser Katastrophe verspürte, lösten ein Fieber aus, das einige Tage lang anhielt. Als er wieder gesund war, bekam er Urlaub und reiste hinaus aufs Land, um

zu versuchen, seine Gedanken zu zerstreuen. Eines Abends, bei Mondlicht, auf dem Rückweg von einem Spaziergang, ging er über einen Feldweg mit Hecken auf beiden Seiten, die so hoch waren, dass er nicht darüber hinweg sehen konnte. Die Nacht war mild, Glühwürmchen, heller als die Sterne, die der Mond mit seinem Silberlicht verschleiert hatte, schimmerten in den Büschen. Plötzlich hörte er ein Rascheln in seiner Nähe, und die Gestalt seines Freundes kam aus der Hecke hervor und stand vor ihm, verstümmelt, wie er ihn nach seinem Tode gesehen hatte. Er sah die Gestalt mehrmals, immer am selben Ort. Er konnte sie nicht berühren; sie trat nur hervor, blieb reglos stehen und reagierte auch nicht, wenn man sie ansprach. Einmal nahm der Chevalier einen Freund zu jener Stelle mit. Man hörte dasselbe Rascheln, derselbe Schatten trat hervor, sein Kamerad floh voller Schrecken, doch der Chevalier blieb und versuchte vergeblich herauszufinden, was seinen Freund aus seinem stillen Grab trieb, und ob er irgendetwas tun könnte, um dem ruhelosen Schatten Frieden zu schenken.

Dies sind meine zwei Geschichten, und ich notiere sie umso bereitwilliger, als sie Männern und Persönlichkeiten widerfuhren, von denen einer für seinen Mut, der andere für seinen Scharfsinn bekannt ist. Ich beschließe meine „modernen Beispiele“ mit einer Geschichte, die M. G. Lewis erzählte;¹⁰ möglicherweise ist sie nicht ganz so authentisch wie die vorherigen, aber vielleicht amüsanter. Ich erzähle sie weitgehend wortgetreu.

„Ein Gentleman, der einen Freund besuchte, welcher am Rande eines großen Waldes im Osten

¹⁰ Lewis erzählte diese Geschichte Percy B. Shelley, der sie in seinem Tagebuch notierte.

Deutschlands lebte, kam vom Weg ab. Er war stundenlang zwischen den Bäumen umhergeirrt, als er in der Ferne ein Licht sah. Als er näher herankam, entdeckte er zu seiner Überraschung, dass es aus der Ruine eines alten Klosters drang. Bevor er an dem Tor anklopfte, hielt er es für klug, zunächst einen Blick durchs Fenster zu werfen. – Er sah Scharen von Katzen rund um ein kleines Grab versammelt, in welches vier von ihnen gerade einen Sarg hinabließen, auf dem eine Krone lag. Der Gentleman, der über diesen ungewohnten Anblick staunte und vermeinte, er sei in ein Versteck von Hexen und Teufeln geraten, sprang auf sein Pferd und ritt mit äußerster Hast von dannen. Zu später Stunde erreichte er das Haus seines Freundes, der wach geblieben war, um auf ihn zu warten. Bei seiner Ankunft fragte ihn sein Freund nach dem Grund für die Spuren des Schreckens, die in seinen Gesichtszügen zu erkennen waren. Er begann, nach einigem Widerstreben, von seinen Abenteuern zu erzählen, da er wusste, dass es unwahrscheinlich war, dass sein Freund seinem Bericht Glauben schenken würde. Kaum hatte er den Sarg mit der darauf liegenden Krone erwähnt, als der Kater seines Freundes, der den Anschein erweckt hatte, als würde er vor dem Kamin schlummern, aufsprang und rief: ‚Dann bin ich nun König der Katzen!‘ – und er fuhr durch den Schornstein und ward niemals mehr gesehen.“

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien